

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 57 (1953-1954)

Heft: 6

Artikel: Weihnachtsabend in Marseille

Autor: Schneller, Gertrud

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662321>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

seine Eifersucht gebrochen. Wie gross ist die Barmherzigkeit gegen die, welche sich zu ihm bekehren! Und aus Tolacs Herzen stieg der Lobgesang, den er damals vor langer Zeit in der Heiligen Nacht vernommen hatte:

«Ehre sei Gott in der Höhe!

Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen!»

Das war nicht mehr die Stimme eines Kindes, die Stimme eines lobpreisenden Engels, das war die rauhe Stimme eines Mannes, der sehr tief gefallen war; es war die Stimme eines Sterbenden.

Nicht ein harmonischer Sang war es, aber eine Hymne trotzdem und ein Bekenntnis vor dem andern Räuber:

«Uns geschieht Gerechtigkeit, wir empfangen die Strafe für unsere Missetaten. Dieser aber hat nicht Böses getan.»

Nicht Böses! wiederholte Tolac in Gedanken. Jesus ist heilig. Ich und alle Sünder schulden ihm Lob und Ehre. Und ich, ich wollte ihm gleich sein, wollte mich selber zum Gotte machen und bin dadurch mitschuldig geworden an des Heilands schmachvollem Tode!

O, wenn ich doch etwas tun könnte, um den Sohn Gottes zu erlösen! Ach, es ist zu spät. Jesus wird sterben...: Gott ist besiegt!

Tolac wandte sich mit flehenden Augen zu Jesus, um einen Blick der Gnade, um ein Wort des Verzeihens zu erlangen. Doch die lieben Augen des Erlösers waren schon vom Tode überschattet, aber noch blühte ein versöhnendes und sieghaftes Leuchten in seinem verklärten Antlitz. Und jetzt, wie in einer plötzlichen Erleuchtung, hatte Tolac den Erlöser verstanden: Die Liebe stirbt nicht. Gott kann nicht untergehen. Jesus wird auferstehen... Und wie das Leben mehr und mehr aus des Heilands Körper wich, und schon die Schatten des Todes seine Seele umdüsterten, schrie Tolac:

«Sohn Gottes, gedenke meiner, wenn du in dein Reich kommst.»

Die Antwort des sterbenden Jesu drang wie ein Wort, das aus himmelweiter Tiefe zu kommen schien, an sein Ohr:

«Wahrlich, sage ich dir: Heute wirst du mit mir im Paradiese sein.»

Aus dem Französischen übertragen von Rudolf Weckerle.

Weihnachtsabend in Marseille

von Gertrud Schneller



Der Weihnachtsabend war ganz unerwartet herangekommen.

Es war der letzte Tag, und somit der letzte Abend, den ich in Marseille, am Rendez-vous-Platz der Nationen, wie man diese laute und höchst interessante Stadt zu nennen pflegt, verbringen konnte. Morgen früh sollte mich das Flugzeug in meine Heimat in die Schweiz bringen.

Als ich von der Rue St-Ferreol in die Canebière einbog, wer auch in dieser sonst lautesten und verkehrsreichsten Strasse der Stadt die weihnachtliche Ruhe eingekehrt. Die noch wenig erleuchtenden Ladengeschäfte sahen irgendwie anders aus als sonst; etwas Stilles und Ungeschäftsmässiges war über sie gekommen.

Mit langsamem Schritten ging ich durch die fast menschenleere Strasse. Es war ziemlich windig. Die flackernden Strassenlaternen jagten ihr Licht gespenstig an den hohen, grauen Häusermauern ent-

lang. Der Himmel war niedrig und blaugrau gefärbt.

Ich fühlte mich heute sehr einsam, und hätte mich die grosse Freude der morgigen Heimreise nicht mit Freude erfüllt, so würde mich die Traurigkeit, die den Verlassenen an einem Weihnachtsabend zu überfallen droht, überwältigt haben.

Auf alle Fälle mochte ich nicht weiter durch diese einsamen allzu stillen Strassen wandern. Ich suchte Platz in einem grösseren eleganten Restaurant. Während ich sass und auf das Essen wartete, beobachtete ich die Leute, die eintraten. Es waren beinahe alles junge Menschen, die hereinkamen. Einige von ihnen waren von einem herausfordernen Selbstbewusstsein, als wollten sie den Anwesenden verbieten, sie etwa für Einsame und Verlassene zu halten, andere aber konnten nicht verborgen, dass es sie verlegen machte, an einem Abend wie diesem nicht eingeladen zu sein.

Indessen kam mein Essen und ich begann mich daran gütlich zu tun.

Plötzlich hörte ich ein hartes, unfreundliches «Pardon» und ehe ich richtig aufblickte, hatte sich ein Herr mir gegenüber gesetzt.

Ich sah in ein seltsam schönes, ja beinahe dämonisch schönes Männerantlitz. Der Fremde war zweifellos kein französischer Typ, doch seine dunkle Hautfarbe, seine schwarzen schräg gestellten hart blickenden Augen, und sein fein geschwungener, fast mädchenhafter Mund machten es schwer, seine Herkunft zu erraten.

«Ich denke, ich störe nicht», sagte er mit einer tiefen, unfreundlichen Stimme und einem ironischen Lächeln.

«Nein — es ist ja Weihnachtsabend», gab ich ebenso ironisch lächelnd zurück.

«Ich fliege morgen nach Tanger», sprach er, als wollte er damit seine Einsamkeit am heiligen Abend begründen.

«Und ich nach der Schweiz», sagte ich.

Er lächelte mitleidig. Ich wusste nicht genau, galt dieses Lächeln der Schweiz oder mir selbst.

Ich ass und schwieg. Und er schwieg auch. Aber sein Schweigen war feindlich, beinahe beängstigend, so dass ich froh war, ihn wieder sprechen zu hören.

«Gefällt Ihnen diese Stadt?»

«Ja! Sie ist eigenartig, gefährlich und lässt sich schwer mit einer anderen Stadt Europas vergleichen. Nur heute, an diesem Weihnachtsabend dünkt mich, Marseille sei eine Stadt wie alle anderen Städte. Das Gefährliche, Aufregende ist gleichsam von ihr gewichen. Alles scheint heute abend so still, so ruhig und so gut.

Der Fremde lachte leise und höhnisch.

«Sie sind noch ein Kind», sprach er und gab mir wieder einen seiner halb mitleidigen, halb abschätzigen Blicke.

«Warum?»

«Sie sehen nur das, was Sie sehen wollen. Dadurch machen sich viele Menschen das Leben leicht. Aber das ist Betrug. Betrug an uns selbst und am anderen. Betrug am Leben. Ich will Sie heute abend durch eine Strasse führen, in der Sie nicht einen winzigen Funken des heutigen, heiligen Abends zu spüren und zu sehen bekommen. Das Laster ist dort so gross und der Morast der menschlichen Verkommenheit so tief, dass auch das starke Licht des Christentums nicht mehr durchzudringen vermag.»

«Sie könnten sich irren», entgegnete ich.

Er lachte wieder sein Lachen, das mich gleichzeitig erzürnte und verwirrte.

«Kennen Sie die Rue des Chapeliers?»

«Ich hörte davon.»

«Sie gingen noch nie durch?»

«Nein. Ich verbrachte die wenigen Tage des Aufenthaltes hier mit dem Besuch von Museen.»

«Ach! Sie ziehen das mumifizierte Leben dem wirklichen vor», erwiederte er wieder höhnisch.

«Ich bin Malerin», sagte ich gleichsam entschuldigend.

«Das Leben selbst malt die schönsten und besten Bilder», sagte er ernst.

Es wurde wieder einige Minuten still. Dann sprach er:

«Also kommen Sie mit? Ich werde Sie durch diese Strasse des Verbrechens und des Lasters führen. Durch die Strasse ohne weihnachtliche Ruhe.»

«Ich hörte, man sollte des Nachts nicht durch die Rue des Chapeliers gehen», erwiederte ich.

«Angst?» fragte er.

«— Nein — », sagte ich, «ich komme.»

«Gut. Sie haben eine halbe Stunde Zeit. Gehen Sie in Ihr Hotel oder wo Sie sonst wohnen mögen und bringen Sie Ihren Schmuck und Ihr Geld dorthin. Ich mache dasselbe. Um 23 Uhr treffen wir uns hier vor dem Restaurant.»

Ich fuhr mit einem Taxi nach meinem Hotel. Dort legte ich meinen bescheidenen Schmuck und das Geld in den Koffer. Dann machte ich mich wieder auf den Weg. Eigentlich war ich sehr müde und hätte einen ruhigen Schlaf vor der Abreise dem kommenden Abenteuer vorgezogen. Aber der Fremde hatte eine seltsame Macht auf mich ausgeübt, so dass ich einfach gehen musste.

Der Unbekannte wartete schon.

Zu Fuss gingen wir durch die Canebière, bogen in die Rue Ducommier ein, um dann endlich in einer der vielen kleinen Seitengassen zu verschwinden. Schweigend schritten wir durch die halbdunkle, stille Gegend. Der Wind hatte etwas nachgelassen. Vom grauen Himmel kam nun leise und spärlich der Regen.

Endlich waren wir dort.

Eine schnurgerade, nicht sehr lange, schmale Strasse nahm uns auf. Die weihnachtliche Stille und Verschwiegenheit der vielen Strassen und Gassen hatte mit einem Schlag aufgehört. Uns schlug der Lärm einer einzigen Strasse, der Strasse des Verbrechens, und des Lasters entgegen. Eine andere Welt tat sich plötzlich vor uns auf.

Aus kleinen raucherfüllten Bistros ertönten aufreizende, ohrenbetäubende Jazzklänge. Lärm erfüllte jene Lokale, wo Weisse und Schwarze an Spielautomaten hantierten und mit einer fast erstaunenswerten Verbissenheit und Geduld um die kitschigen Preise kämpften. Junge und ältere Mädchen standen an graue Mauern gelehnt und boten mit einer dumpfen Gleichgültigkeit ihre «Liebe». Aus einer kleinen Stehbar hörte man ein wildes Rufen und Schimpfen, und schon war auch eine Schlägerei ausgebrochen.

«Sehen Sie hier nun etwas vom Weihnachtsfrieden?» fragte mein Begleiter höhnisch.

«Nein», antwortete ich leise.

Nun schritten wir an einigen Schwarzen vorbei, es mochten ungefähr ihrer sieben gewesen sein. Sie alle kauerten vor einer Haustür und spielten Karten. Feindliche, verächtliche Blicke streiften uns.

«Ich lasse jetzt eine Uhr fallen, sie ist nicht wertvoll», flüsterte mir mein Begleiter zu. Sie werden dann sehen können, wie sich diese Menschen wie wilde Tiere darauf stürzen.»

Ich hörte wie die Uhr auf das harte Pflaster fiel, und gewahrte gleichzeitig, wie die spielenden Männer die Karten blitzschnell wegwarfen, aufsprangen und sich mit lebhaftem Interesse dem auf dem Boden liegenden Gegenstand zuwandten.

Wir gingen weiter als wäre nichts geschehen. Plötzlich aber, wir waren noch nicht dreissig

Schritte gegangen, stand ein breitschultriger stark-knochiger Mann mit langen Gliedmassen vor uns. Sein rundes, braunes Gesicht glänzte wie eine grosse überreife Frucht.

«Monsieur, Sie haben Ihre Uhr verloren», sprach er langsam und äusserst scheu, indem er meinem Begleiter die Uhr überreichte.

Der Fremde war so überrascht, dass er einige Sekunden wortlos dastand. Dann sagte er zu dem Schwarzen, der uns schon wieder den Rücken gekehrt hatte:

«Warum hast du mir die Uhr zurückgegeben? Ich habe nicht gemerkt dass sie mir zu Boden fiel.»

Der Schwarze wandte sich um, blickte uns einen Moment schweigend an, dann antwortete er:

«Monsieur, heute ist doch Weihnachten», und trotzdem er uns beide an Kraft und Grösse übertrug, wirkte er in diesem Augenblick wie ein zartes hilfsloses Kind.

«Du kannst sie behalten», sagte mein Begleiter und gab dem Schwarzen die Uhr.

Schweigend gingen wir weiter. Schweigend verliessen wir die Rue des Chapeliers, die Strasse des Verbrechens und des Lasters.

Endlich fand der Fremde wieder das erste Wort.

«Es ist wie ein Wunder», sagte er leise und bewegt, und ich sah heute zum erstenmal, wie sein Gesicht von einem frohen und etwas erstaunten Lächeln erhellt wurde.

Kerzenlicht ist Festlicht

Die Kerze ist das einzige Beleuchtungsmittel, das sich durch Jahrhunderte zu halten vermochte. Während Kienspan, Oelfunzel, Petroleumlampe und Gaslicht im Dunkel der Vergangenheit erloschen sind, blieb die Kerze als Hilfsmittel und dann auch als eigentliches Festlicht bestehen. Der Weihnachtsbaum wird mit Kerzen versehen, Geburtstagskuchen werden mit Kerzen bestückt, und bei ganz seltenen Anlässen leuchten sogar Kerzenkronen in einem Saale auf.

Zur Römerzeit kannte man bereits Wachs- und Talgkerzen, die im Mittelalter die Paläste und Kirchen erhelltten. Riesige Mengen wurden damals verbrannt; zu Luthers Zeit in der Schlosskirche zu Wittenberg in einem Jahr 35 750 Pfund, und in

einer Nacht benötigten die grossen Hoffeste zu Dresden 14 000 Stück. Wachs- und Talgkerzen brannten unter Entwicklung von Rauch, und der Docht musste mit der Lichtputzschere immer wieder abgeschnitten werden. Erst die 1820 eingeführte Stearinkerze, die wir heute noch benutzen, ermöglichte ein Verbrennen des Dochtes.

Da die Kerze die kleinste praktische Lichteinheit darstellt, wird sie als Messer für Lichtstärken genommen; die Helligkeit einer normalen Stearinkerze ergibt eine Kerzenstärke. Wie gross die in den letzten fünfzig Jahren erreichten Fortschritte in der Beleuchtungstechnik sind, beweisen die besten elektrischen Scheinwerfer, die Lichtdichten von 25 Millionen Kerzenstärken schaffen können!